

04.06.2011  
079

PRESSEMITTEILUNGEN  
DER DEUTSCHEN  
BISCHOFSKONFERENZ



## **Bibelarbeit beim Evangelischen Kirchentag, Dresden**

**Samstag, 4. Juni 2011, Martin-Luther-Kirche**

**Mt 6,19-34**

**Erzbischof Dr. Robert Zollitsch,**

**Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz**

Liebe Kirchentagsbesucherinnen und -besucher,  
Schwestern und Brüder!

Vor einigen Jahren war ich während einer Großveranstaltung in Berlin. Ich stand im U-Bahnhof, als eine Ansage gemacht wurde: „Sehr geehrte Damen und Herren, aus gegebenem Anlass bitten wir Sie, auf Ihre Wertgegenstände achtzugeben.“ Mit mir stand ein junges Paar am Gleis. Er schaute sie an, nahm sie in den Arm und sagte: „Du bist ja da.“

Die beiden Verliebten im U-Bahnhof haben ins Leben übersetzt, was es heißt „*wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.*“ Auf pinkem Untergrund leuchtet uns dieser Satz hier in Dresden an vielen Orten entgegen. In der kommenden Stunde unserer Bibelarbeit wird er uns begegnen: Jesus sagt es in der Bergpredigt: „*wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.*“ Ich freue mich darauf, miteinander diesen Text zu bedenken. Wir wollen gemeinsam durch den Text gehen und schauen: was sagt er mir. Wir sehen uns an, was an biblischen Verknüpfungen, an antiken Vorstellungen und Bildern dahintersteht und nähern uns so im Gehen dem geistlichen Ertrag dieses langen, vielfältigen und anspruchsvollen Textes. Ich schlage vor, dass wir einige Momente der Stille, in denen der Posaunenchor unsere Gedanken begleiten wird, und auch einige Murmelfasen, in denen wir uns mit unseren Nachbarn austauschen können, einflechten. Denn Jesu Worte sind für uns nicht Geschichtsbuch, nicht historisches Faktenwissen; sondern er spricht sie zu jedem und jeder von uns. Mitten in unserem Leben, hier und jetzt am 4. Juni 2011 in Dresden, spricht er uns an und ruft uns in Auseinandersetzung: „*wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.*“

Kaiserstraße 161  
53113 Bonn  
Postanschrift  
Postfach 29 62  
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0  
Direkt: 0228-103 -214  
Fax: 0228-103 -254  
E-Mail: [pressestelle@dbk.de](mailto:pressestelle@dbk.de)  
Home: <http://www.dbk.de>

Herausgeber  
P. Dr. Hans Langendörfer SJ  
Sekretär der Deutschen  
Bischofskonferenz

Die Bibelstelle, die Sie vor sich haben, lässt sich in zwei Teile gliedern; die Mitte bildet Vers 25. Im ersten Teil begegnen uns drei antithetisch aufgebaute Aussagen. Jesus<sup>1</sup> stellt Gegensätze gegenüber, um an ihnen aufzuzeigen, was der richtige, lebensbringende Weg ist. Die erste Antithese (19-21), stellt das Schätzesammeln im Himmel dem Schätzesammeln auf der Erde entgegen; die zweite (22-23) behandelt die rechte Wahrnehmung (Licht und Finsternis) und der letzte Satz (24) handelt von Gott und dem Geld. Der zweite, längere Abschnitt unserer Bibelstelle lädt ein, die Sorgen zu lassen.

Der ganze Text ist Teil der Bergpredigt, der großen Rede Jesu im Matthäusevangelium. „*Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf einen Berg. Er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Dann begann er zu reden und lehrte sie*“ (Mt 5,1-2), so beginnt die Bergpredigt. Der Kirchenvater und Theologe Augustinus hat diese Bezeichnung geprägt und sie ist durchaus passend: Jesus entwirft programmatisch den Weg und das Leben im Reich Gottes – eine Verschärfung und zugleich eine von Liebe durchdrungene Weiterführung der 10 Gebote, die Mose vom Berg Sinai mitbrachte. Die Bergpredigt beginnt mit den Seligpreisungen und führt dann zum Kern<sup>2</sup>, dem Vater unser. Dieses Gebet, das Jesus seinen Jüngern beibringt und das wir bis heute beten, ist die fast atemberaubende Zusage, dass wir den Schöpfer des Himmels und der Erde als Vater ansprechen dürfen.

In diesem Kontext der Zusage, dass Gott sich uns als liebender Vater zuwendet, steht die Rede Jesu, die wir heute bedenken wollen. Hören wir den Text einmal in Gänze:

Mt 6,19-34

*19 Sammelt euch nicht Schätze hier auf der Erde, wo Motte und Wurm sie zerstören und wo Diebe einbrechen und sie stehlen,*

*20 sondern sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Wurm sie zerstören und keine Diebe einbrechen und sie stehlen.*

*21 Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.*

*22 Das Auge gibt dem Körper Licht. Wenn dein Auge gesund ist, dann wird dein ganzer Körper hell sein.*

---

<sup>1</sup> Für Quelle, Redaktion und Tradition der Verse vgl. Gnllka, Joachim, Das Matthäusevangelium I. Teil (Herder Theologischer Kommentar zum Neuen Testament), Freiburg 1986, S. 237-254, für die mögliche und plausible Bezeichnung der Verse als jesuanisch vgl. Luz, Ulrich, Das Evangelium nach Matthäus I/1 (Evangelisch-katholischer Kommentar zum Neuen Testament), 5. Aufl., Düsseldorf 2002, S. 463, 476; Schnackenburg, Rudolf, Matthäusevangelium 1,1-16,20 (Die neue Echter Bibel. Kommentar zum Neuen Testament mit der Einheitsübersetzung; Bd. 1), Würzburg 1985, S. 69-71.

<sup>2</sup> So Luz, S. 255.

*23 Wenn aber dein Auge krank ist, dann wird dein ganzer Körper finster sein. Wenn nun das Licht in dir Finsternis ist, wie groß muss dann die Finsternis sein!*

*24 Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.*

*25 Deswegen sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt. Ist nicht das Leben wichtiger als die Nahrung und der Leib wichtiger als die Kleidung?*

*26 Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen; euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie?*

*27 Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern?*

*28 Und was sorgt ihr euch um eure Kleidung? Lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht.*

*29 Doch ich sage euch: Selbst Salomo war in all seiner Pracht nicht gekleidet wie eine von ihnen.*

*30 Wenn aber Gott schon das Gras so prächtig kleidet, das heute auf dem Feld steht und morgen ins Feuer geworfen wird, wie viel mehr dann euch, ihr Kleingläubigen!*

*31 Macht euch also keine Sorgen und fragt nicht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen?*

*32 Denn um all das geht es den Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr das alles braucht.*

*33 Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.*

*34 Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage.*

I. Mt 6,19-24

1. Mt 6,19-21 – „wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.“

Jesus beginnt seine Rede mit der Warnung vor dem Sammeln von Schätzen auf der Erde. Ganz plastisch erwähnt er Motte und Rost – wer einmal die kleinen runden Löcher in seinem Lieblingshemd gefunden hat, weiß, warum die Motte in der Bibel fast schon symbolisch für irdische Zerstörung steht (so schreibt schon der Prophet Jesaja „*Denn man frisst sie, wie die Motte das Kleid*“ Jes 51,8). Wer machtlos zusah, wie ihm sein geliebtes erstes Auto unter dem Fahrersitz wegstotete, versteht, was Jesus meint. Und auch diese Stadt hält uns die Vergänglichkeit vor Augen: Dresden, eine Stadt die nicht nur durch den Zweiten Weltkrieg zerstört worden ist wie keine zweite; sondern auch nach dem Wiederaufbau ein Jahrhunderthochwasser erleben musste, das weite Teile der Stadt, der Semperoper, der Kunstsammlung zerstört hat.

In unserer komplexeren werdenden Welt nehmen wir eine zunehmende Suche nach Sicherheit wahr: in Deutschland gibt es weit über 50 Arten Versicherungen, man kann nicht nur sein Surfbrett und sein Haustier, sondern auch seine Aussteuer und sein Leben versichern! Der Goldkauf boomt derzeit – Menschen versuchen, sich gegen die Vergänglichkeit zu schützen. Doch spätestens die Finanzkrise hat uns gezeigt, dass sich auf irdisches, und sei es noch so zertifiziert, nicht bauen lässt. Die Rhetorik der Krise war nah an den mahnenden Worten Jesu: das Geld war „verbrannt“, die Wertpapiere „toxisch“. Es ist kein frommer Gehorsam, wenn wir Jesus rechtgeben: irdische Schätze zu sammeln kann nicht alles sein. Das drängt jeden und jede von uns zur Frage: Was trägt mich? Auf welche Wertsache gebe ich acht?

Damit kommen wir nah an das, was Jesus meint: Die Schätze im Himmel sind nicht beständiger durch bessere klimatische Bedingungen, effektivere Mottenkugeln oder korrektere Finanzmanager. Es ist die Art der Schätze, die sie vor „Motte und Rost“ immun machen. Es sind Schätze der Barmherzigkeit, die bei Gott aufgehoben sind. Momente der Mitmenschlichkeit, die bei Gott Platz haben.

Vielleicht kennen einige von Ihnen die burgundische Stadt Beaune. Sie verdankt ihre größte Touristenattraktion eben diesem Streben nach den himmlischen Schätzen: Der Kanzler von Burgund, Nicolas Rolin, ließ dort, am Ende seiner äußerst erfolgreichen und wahrhaftig nicht konfliktfreien Karriere von dem Reichtum, den er erlangt hatte, im Jahr 1443 ein großes Armenhospital bauen: „*Im Interesse meines Seelenheils, danach strebend irdische Gaben gegen Gottes Gaben zu wechseln, [...] gründe ich, und vermache unwiderruflich an die Stadt Beaune, ein Hospital für die armen Kranken, mit einer Kapelle, zu Ehren Gottes und seiner glorreichen Mutter*“. Kanzler Rolin wollte „den irdischen Reichtum gegen den himmlischen“ tauschen. Daraus wurde das farbenprächtige Hotel de Dieu, wie das Krankenhaus heißt, in dem über 500 Jahren lang Menschen gepflegt, geheilt und versorgt wurden, und das bis heute Touristen aus der ganzen Welt ins Burgund zieht.

Auch etwas Gutes getan, zumindest einmal in ihrem Leben, hat die böse, habgierige Frau in einer Geschichte von Dostojewski. Viele kennen die Erzählung von der Frau und der Zwiebel. Dostojewski bringt damit genau auf den Punkt, was die irdischen und die himmlischen Schätze sind. Hören wir die Geschichte: *„Es lebte einmal ein altes Weib, das war sehr, sehr böse und starb. Diese Alte hatte in ihrem Leben keine einzige gute Tat vollbracht. Da kamen denn die Teufel, ergriffen sie und warfen sie in den Feuersee. Ihr Schutzengel aber stand da und dachte: Kann ich mich denn keiner einzigen guten Tat von ihr erinnern, um sie Gott mitzuteilen? Da fiel ihm etwas ein, und er sagte zu Gott: „Sie hat einmal“, sagte er, „in ihrem Gemüsegärtchen ein Zwiebelchen herausgerissen und es einer Bettlerin geschenkt.“*

*Und Gott antwortete ihm: „Dann nimm“, sagte er, „dieses selbe Zwiebelchen, und halte es ihr hin in den See, so dass sie es zu ergreifen vermag, und wenn du sie daran aus dem See herausziehen kannst, so möge sie ins Paradies eingehen, wenn aber das Pflänzchen abreißt, so soll sie bleiben wo sie ist.“*

*Der Engel lief zum Weibe und hielt ihr das Zwiebelchen hin: „Hier“, sagte er zu ihr, „fass an, wir wollen sehen, ob ich dich herausziehen kann!“ Und er begann vorsichtig zu ziehen - und hatte sie beinahe schon ganz herausgezogen, aber da bemerkten es die anderen Sünder im See, und wie sie das sahen, klammerten sie sich alle an sie, damit man auch sie mit ihr zusammen herauszöge. Aber das Weib war böse, sehr böse und stieß sie mit den Füßen zurück und schrie: „Nur mich allein soll man herausziehen und nicht euch, es ist mein Zwiebelchen und nicht eures.“ Wie sie aber das ausgesprochen hatte, riss das kleine Pflänzchen entzwei. Und das Weib fiel in den Feuersee zurück und brennt dort noch bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber weinte und ging davon.“*

Schwestern und Brüder, in dieser Geschichte wird deutlich, worum es geht: ein kleines Zwiebelchen, einer Bedürftigen gegeben, wird zum größten Schatz, zur lebensrettenden Brücke – denn als die Frau das Zwiebelchen verschenkt hat, hat sie einen Moment lang die Verkrampfung in sich selbst gelöst und war offen für Gott, offen für den Mitmenschen. Es war der eine Moment, in dem sie aus dem „Verkrümmt sein in sich selbst“ – „incurvatus in se ipsum“, die klassische Definition der Sünde, ausbrechen konnte. Ich meine, dass dies die Mahnung ist, die Jesus uns mitgibt. Es entspricht unserem menschlichen Instinkt, zu sammeln und vorzusorgen. Das macht uns unruhig und zugleich aktiv. In dieser Sorge und der Hoffnung, dass es unsere Kinder besser haben werden als wir, steckt sicher eine Quelle unseres Wohlstandes und unserer wirtschaftlichen Prosperität. Es kann Jesus auch nicht darum gehen, dass wir kulturelle Errungenschaften hinter uns lassen und wieder zu Jägern und zufälligen Sammlern werden. Er will auch keine Sekte, die jede Form von Besitz grundsätzlich verweigert, wie es zu seiner Zeit die Sekte in Qumran tat. Ich kann doch nicht alles, was ich habe und zum Leben brauche, weggeben müssen um ein guter Christ zu sein! Nein, liebe Schwestern und Brüder: Es geht Jesus um die innere Haltung: wonach strebe ich? Es gilt, aufmerksam zu sein, denn so wie die Motten den Schatz zerfressen, zerfrisst die Gier unser Herz. Jesus Christus will unsere ehrliche Antwort: Wo ist mein Schatz? Wo ist das,

worauf ich mich verlasse? Meine „goldene Reserve“, meine Sicherheit: Ist es das Haus, das Bankkonto, die Lebensversicherung, der Ehevertrag, meine eigene Arbeitskraft, die gute Stellung in der Firma, der Zusammenhalt in der Familie – was trägt mich, wonach strebe ich?

Wir dürfen das nutzen, was wir haben, was uns zum Leben dient. Aber wir dürfen uns auch fragen lassen: Ist das alles? Wie gebrauchst du die Güter der Erde? Gehst du völlig darin auf, bist du völlig davon erfüllt; oder ist ein gutes Essen, ein schöner Urlaub für dich auch ein Verweis auf Mehr, vielleicht ein Verweis auf Gott?

Augustinus, der große Theologe des vierten Jahrhunderts, hat den Satz geprägt *„Unruhig ist mein Herz, bis es Ruhe findet in Dir.“* Das „Herz“ ist im Hebräischen nicht nur Ausdruck für Romantik und Gefühl, sondern steht für den Verstand. „Mit ganzem Herzen und mit ganzer Kraft“ (Dtn 6,4) sollen wir Gott lieben, ihm anhängen, auf ihn bauen. Wir sollen rational, mit dem Verstand durchdringen, was wir glauben – und auch durchdringen, wie wir handeln.

Schwestern und Brüder, ich lade Sie ein zu einem Moment der Stille. Einige Fragen können uns Anregung sein:

„Wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein“

- Wo ist mein Schatz? Auf welche Wertsache achte ich?
- Was habe ich angehäuft – auf der Erde? Und was habe ich angehäuft – im Himmel?
- Wie gebrauche ich die Güter dieser Erde?

## 2. Das Licht in Dir

Liebe Schwestern und Brüder, gehen wir nun über zur zweiten Aussage Jesu, zu den Versen 22 bis 23. Jesus stellt Licht und Finsternis, Körper und Auge gegenüber. Der antike Mensch liest den ersten Satz als anatomische Beschreibung: man stellte sich damals vor, das Auge habe ein eigenes Licht. Es war eine verbreitete philosophische Auffassung, dass man etwas nur durch etwas Gleiches erkennen könne – also muss, damit man Licht von außen sehen kann, auch das Auge selbst Licht haben.

Aber schon im nächsten Satz wendet sich die anatomische Beschreibung in eine Metapher; denn es ist nicht vom gesunden und vom kranken Auge die Rede, sondern vom aufrichtigen und vom missgünstigen Auge.

Ist uns diese Vorstellung, so alt sie auch sein mag, nicht auch vertraut? Wir sprechen von der „rosaroten Brille“, die Verliebte aufhaben, wenn sie aneinander nur das Beste sehen. Wahrnehmung ist das Thema dieser beiden Verse – ein weites Feld, das wissen wir nicht erst durch Psychologie und die Weltsicht des Konstruktivismus. In nicht wenigen Familien scherzen die Enkel liebevoll über ihre Großväter „Opa hört nur, was er will“ – und wenn wir ehrlich sind, gilt das auch für große Bereiche unserer Wahrnehmung. Den Optimisten unterscheidet man schon sprichwörtlich vom Pessimisten durch seine Wahrnehmung, ob das Glas halb voll oder halb leer ist. Oder denken wir an Jesus: seine Begegnung mit dem Gelähmten am Sabbat (Mt 12,9-14) ist für die Pharisäer die Übertretung des Sabbatgebots, ein Verstoß gegen Gott, ein Grund, Jesus zu töten – für den Gelähmten ist die Begegnung mit Jesus von Nazareth Heilung, eine Brücke zu neuem Leben, ein Neuanfang mit Gott. Und auch Jesus selbst weiß, dass er verschieden wahrgenommen wird. Deshalb redet er Tacheles mit seinen Jüngern: „*Ihr aber, für wen haltet ihr mich?*“ (Mt 16,15).

Es liegt an uns, an unserer eigenen Wahrnehmung, was wir erkennen und sehen können.<sup>3</sup> Wie finster ist es dort, wo wir nur schwarz sehen! Wo wir hinter jedem Lachen Häme, hinter jedem Lob versteckte Missgunst, in jeder Frage einen Angriff sehen. Oft ist es ein erster, großer Schritt, sich bewusst zu machen, dass wir selbst, quasi durch unser Auge, durch unser Ohr, filtern, was wir wahrnehmen. Und dann können wir uns fragen, ob das, was wir wahrnehmen, auch das ist, was unsere Mitmenschen uns vermitteln wollen.

### 3. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Geld

Schwestern und Brüder, in der letzten der drei Antithesen fasst Jesus zusammen und stellt gegenüber, was er bisher gesagt hat: hier wird zugespitzt, der Höhepunkt der drei Aussagen. Hassen und lieben stehen sich gegenüber, und Geld – der Mammon<sup>4</sup>, wie es im Hebräischen heißt – und Gott. Es ist das erste Mal, dass Gott in dem Text genannt wird. Jesus fordert die Entscheidung: welcher Macht will jemand dienen.

Es geht nicht darum, ein Sparkonto zu verdammen. Nein, „Geld“ ist zugleich innerlicher und weiter zu verstehen. Es geht um die Haltung, die innere Einstellung: was kommt zuerst? Dazu kommt eine Ausweitung: es geht nicht nur um Geld! Es geht um all die Dinge, die uns Freiheit, Sicherheit, Sinn zu geben scheinen – und nicht selten wenn sie benutzt werden, beginnen, uns zu benutzen. Es ist kein Kulturpessimismus, wenn ich auf die neuen Medien und die atemlose Beschleunigung unserer Kommunikation hinweise. Ich profitiere ja selbst

---

<sup>3</sup> Vgl. Stiewe/ Vouga, Die Bergpredigt und ihre Rezeption, Tübingen 2001, S. 158. Vgl. das Pfingstgeschehen.

<sup>4</sup> Der ursprüngliche Sinn des hebräischen und aramäischen Wortes „Mammon“ ist umstritten, vielleicht: das, worauf jemand vertraut, oder: das Sichergestellte, Gesicherte. Es wurde dann zur allgemeinen Bezeichnung für Besitz und Geld. Im Neuen Testament wird es in hebraisierter Form im Griechischen in Mt 6,24 par. Lk 16,9 im abwertenden Sinn für die dämonische Macht des Besitzes gebraucht.

oft davon, dass ich fast in Echtzeit informiert sein kann über das, was in der Erzdiözese Freiburg, in der Politik, in Rom oder bei meinen Mitbrüdern passiert. Und das egal, wo ich bin! Für jemanden, der in einem Haus ohne Telefonanschluss aufgewachsen ist, ist das ja geradezu ein Wunder.

Zugleich merke ich aber auch, dass der Nutzen einen hohen Preis fordert: ständige Erreichbarkeit, alles immer sofort zu erfahren und darauf zu reagieren, erhöhen den Druck: ein Zeitkorsett entsteht, das manchmal den Atem nimmt.

Ich weiß mich bestätigt, dass ich mit meiner Beobachtung nicht alleine bin: in einigen großen amerikanischen Firmen gibt es mittlerweile einen E-Mail-freien Vormittag, an dem das E-Mail-Programm und das Internet ausgeschaltet sind.<sup>5</sup> Zeit, konzentriert an einem Thema zu arbeiten und Gedanken zuende zu denken, bevor man sie aussprechen muss. Arbeitsmediziner aus Deutschland raten zu einer „stillen Stunde“ am Tag, in der man alle Kommunikationskanäle schließt und einfach an einem Thema bleibt.<sup>6</sup> Psychologen müssen fast schon dafür werben, Handy und Facebook im Urlaub mal ausgeschaltet zu lassen<sup>7</sup> – die Welt geht nicht unter, wenn wir ein paar Tage nicht erreichbar sind; und wir erleben eine ganz neue Freiheit. Ich erlebe diese Trendwende als ein freiwilliges Kürzertreten, um das Leben zu gewinnen. Hieronymus hat im fünften Jahrhundert in seiner Auslegung unserer Textstelle deutlich gemacht, dass es nicht nur Geld ist, das Macht über uns ausübt. Er formuliert: „*Jeder ist dort Sklave, wo er besiegt wird.*“<sup>8</sup> Wo wir uns ablenken lassen, statt zum Eigentlichen vorzudringen; wo wir uns – vielleicht unbewusst oder leichtfüßig – ausrichten auf Unbeschwertes, Problemloses, Freiheit von allem – da besteht die Gefahr, dass wir uns in uns selbst verkrümmen, dass wir nicht mehr ausgerichtet sind auf Gott – nicht mehr ausgerichtet auf den, der unser Leben trägt und will.

Wo unser „benutzen“ in „benutzt werden“ umschlägt – und das ist manchmal früher, als wir wahrhaben wollen – ob vom Geld, von der Karriereplanung, von der Mediennutzung – da gilt es, zu schauen und neu zu entscheiden, was dem Leben dient.

Zu dieser „Unterscheidung der Geister“ lädt die christliche Tradition in der Form von Exerzitien alle Menschen ein, die in Stille, Gebet und Gespräch vor sich selbst und vor Gott zur Ruhe kommen wollen, um sich wahrzunehmen und neu auszurichten an dem, das trägt.

Setzen wir uns einen kurzen Moment mit unserem Nachbarn zusammen:

Wo erlebe ich Mächte, die an mir zerren?

---

<sup>5</sup> Die ZEIT, „Ununterbrochen gestört“ 25.4.2008; Wirtschaftsmagazin CIO, Stressfaktor E-Mail

<sup>6</sup> <http://www.fr-online.de/karriere/-stille-stunde--hilft-gegen-stress-im-job/-/1473056/8390848/-/index.html>

<sup>7</sup> [http://www.wdr.de/themen/computer/internet/serie\\_urlaub2.0/teil5/index.jhtml](http://www.wdr.de/themen/computer/internet/serie_urlaub2.0/teil5/index.jhtml)

<sup>8</sup> Zitiert in Luz, S. 470.

Was kann es für mich, in allem Funktionieren im Alltag, bedeuten, Gott zu dienen?

Gibt es Schätze, die ich gesammelt habe – Besitz, Gewohnheiten, Verbindungen – die vor Rost, Motten und Verfall zu schützen, mich so viel Kraft kostet, dass ich mich unfrei fühle?

II. Mt 6,25-34: Sorgt euch nicht! – Kopf und Hände freihaben, um für das Leben zu sorgen

Liebe Schwestern und Brüder! Der letzte Abschnitt ist durchzogen vom viermaligen Aufruf „Sorgt Euch nicht!“ und das möchte ich Ihnen und uns auch zurufen, an diesem 4. Juni in Dresden: „Was immer gerade ist, Sie beschäftigt und quält: Sorgt Euch nicht, sondern vertraut auf Gottes Sorge für uns!“ Simone de Beauvoir hat das wunderbar ausgedrückt, wenn sie schreibt: „Es ist nicht meine Aufgabe, an mich zu denken. Es ist meine Aufgabe, an Gott zu denken. Es ist seine Aufgabe, an mich zu denken.“

Das können wir, seien wir ehrlich, nicht ganz ohne zu schlucken hören. Nicht an mich denken? Das ist ja wie ohne zu gucken über eine vierspurige Straße zu gehen! Hätte ich mich nicht auf die Stellenanzeige beworben, wäre ich heute arbeitslos. Hätte ich nicht für meine Gesundheit gesorgt, könnte ich heute vielleicht nicht hier sitzen – diese Widerrede ist uns allen nicht fremd. „Es gibt wenige Texte der Bibel, die so schroffe Kritik hervorgerufen haben. Der Text scheint äußert simpel: Er tue so, als ob es keine ökonomischen, sondern nur ethische Probleme gäbe (Montefiore; vgl. E. Bloch) (...). Er sei nur in der besonderer Situation des unverheirateten, im sonnigen Galiläa zusammen mit Freunden lebenden Jesus anwendbar (J. Weiss). (...) Die Mahnung, nicht für morgen zu sorgen, scheint nicht erst im Zeitalter globaler Wirtschaftsprobleme als naiv. (...),“<sup>9</sup>so wird unser Evangelientext scharf kritisiert.

Jesus geht es nicht um Verhöhnung der echten, auch oft klugen Sorge. Auch kennt er die Not seiner Mitmenschen. Aber: er wendet sich vehement gegen die kurzsichtige Sorge, gegen eine Sorge, bei der man vor lauter ängstlichem Besorgtsein vergisst, zu leben. Er benennt die Gefahr, durch das Sorgen das Leben zu verfehlen. Das Eigentliche, worauf es wirklich ankommt, zu versäumen, nicht dorthin vorzudringen, weil man an der Oberfläche gefangen ist. Er will mit seinem Aufruf, sich nicht um Essen oder Kleidung zu kümmern, nicht die reale Not der Menschen – gerade in Galiläa zur Zeit Jesu gab es viel Armut und Not – in Abrede stellen oder relativieren. Er fordert sie auf, die Not und den Mangel nicht als die alles bestimmende Perspektive auf das Leben zu nehmen. Jesus weitet den Blick auf den Schöpfer hin.

Bezeichnend ist: die wunderschöne Rede über die Sorglosigkeit, gemalt mit den Farben der Schöpfung, steht nicht als erbauliches Stück isoliert zu den drei manchmal düsteren

---

<sup>9</sup> Luz, S. 476.

Antithesen, sondern folgt aus ihnen, ist logisch und kausal mit ihnen verknüpft! „*Deswegen sage ich euch*“, schließt Jesus an. Das heißt: wer sich für Gott – und gegen das Geld –; wer sich für die Schätze im Himmel – und nicht auf der Erde –, wer sich für das Ausrichten auf das richtige Ziel, den richtigen Blickwinkel entscheidet, der braucht sich nicht zu sorgen. Das fordert kein Hände-in-den-Schoß-legen oder Verhöhnung derer, die sich engagieren. Nein, Jesu Aufruf, wie er die Sorgen abzugeben, geht tiefer. Wer auf Gott vertraut, darf die Erlösung auch im Alltag erleben. Er darf erleben, dass er nicht alles selber machen kann und muss. Er darf wagen, es gar nicht erst zum Burn-out kommen zu lassen! Sorglosigkeit ist kein Privileg der unbekümmerten Seele, sondern eine Einladung und im besten Sinn ein Gebot an alle, die das Reich Gottes erwarten.

Die Vögel sind das erste Beispiel Jesu. Sie „*säen nicht und ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen*“ – man würde sich auch wundern! Jesus beschreibt das, was die Vögel nicht tun, mit typischen Männerarbeiten seiner Zeit. Beim Hören kommt einem der Gedanken an Josef in Ägypten, der eben doch Scheunen anlegte und in den sieben fetten Jahren Korn sammeln ließ, um so die sieben dünnen Jahre zu überstehen (Gen 41-47). Ist das die „reflektiertere Aussage zum Thema Sorge“<sup>10</sup>, wie Kritiker des Textes spöttisch bemerken?

Sorglosigkeit ist mitnichten in-den-Tag-hineinleben und Rechtfertigung für Verantwortungslosigkeit! Es geht Jesus um das Eine: anzuerkennen, wer der ist, der für uns sorgt – bei allem, was wir selber tun! „Euer Vater im Himmel“ – in der Kirchentagsübersetzung „Gott, Vater und Mutter für euch im Himmel“ – ist der, der für uns sorgt. Diese Zusage – in der Nähe zum Vaterunser, das die Jünger ja „gerade“ erst gelernt haben – stellt Gott als *unseren* Vater in den Mittelpunkt: väterlich, fürsorgend, liebevoll! Jesus schließt mit einer Schlussfolgerung ad maiorem, wie es bei den Rabbinern weit verbreitet war: wenn schon bei den Vögeln, dann erst recht bei den Menschen, die viel wertvoller sind! In der Zusammenschau der beiden Beispiele wird deutlich, dass Gottes Liebe alles umfasst: während die Vögel typisch männliche Tätigkeiten *nicht* machen, beschreibt Jesus die Blumen auf dem Feld als die, „*die sich nicht abmühen und spinnen*“, und greift damit typisch weibliche Tätigkeiten auf. Mann und Frau sind umfassen von Gottes Liebe, beide gleichwertig dazu eingeladen, sich auf seine väterliche Liebe einzulassen; zu vertrauen, dass er sorgen wird für uns.

In der wunderschönen Beschreibung der Schöpfung (vgl. Ps 104,10) ist Gott der, der für alle sorgt; der sein Werk in Gang hält – so wie es in V. 30 heißt „*wenn aber Gott selbst die Gräser auf dem Feld so kleidet*“. Spricht Jesus von Gottes Verhältnis zu uns Menschen, wählt er andere Worte: „euer Vater im Himmel“ – väterlich, liebevoll, mit Rechten und Pflichten von Vater und Kindern zueinander. Das ist etwas anderes als der Sachwalter der Schöpfung – das ist eine Beziehung, in die wir uns fallenlassen dürfen!

---

<sup>10</sup> Luz, S. 476.

Jesus greift hier schon durch die Erwähnung von Feld und Himmel, also von der ganzen Bandbreite der Schöpfung, die Beziehung zwischen Gott und uns Menschen aus dem herrlichen Psalm 8 auf: *„Was ist der Mensch, das du seiner gedenkst, des Menschen Kind, das du dich seiner annimmst? Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt. Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt: All die Schafe, Ziegen und Rinder, und auch die wilden Tiere, die Vögel des Himmels und die Fische im Meer (...).“* (Ps 8,5-9). Gott selbst, der Vater, der für uns sorgt, hat uns an einen Platz gestellt, an dem niemand sonst steht: an sein Herz. Er gibt uns Verantwortung, zu sorgen und seine Schöpfung zu bestellen – und er lässt uns nicht alleine, er hält weiterhin in der Hand, was er uns anvertraut. Wer in dem Vertrauen lebt, dass Gott für ihn sorgt, der hat Kopf und Hände frei, um für das Leben zu sorgen. Wir haben Kopf und Herz frei für die eigentliche Frage: Was ist mir wichtig?

Jesus will uns zeigen, was dem Leben dient. Er will uns fernhalten von dem, womit wir unser Leben vergeuden. Das ist der liebevolle Umgang dessen, der von jeder und jedem von uns sagt: *„Ich habe dich in meine Hand geschrieben. Du bist mein“* (Jes 49,16).

Der dänische Philosoph Sören Kirkegaard überträgt diese väterliche Fürsorge metaphorisch auf das Evangelium und schreibt: *„Das Evangelium nimmt dich gleichsam bei der Hand – und macht es ganz so wie ein liebevoller Vater es mit seinem Kinde macht – und spricht: „Komm, lass uns hinausgehen zu Lilie und Vogel“. Draußen aber fährt es folgendermaßen fort: „Schau die Lilie und den Vogel an, gib dich der Betrachtung hin, verlier dich an sie; bewegt dieser Augenblick dich nicht?“ ... „Lass dich ergreifen von diesem großen Gedanken und lerne von Lilie und Vogel.““<sup>11</sup>*

Es ist die vertrauensvolle Freiheit der Kinder Gottes, in die Jesus seine Jünger und auch uns führen will. Auch wenn uns die Vorstellung, die in Vers 27 angesprochen ist, dass nämlich Gott die Zahl unserer Jahre, unsere Lebensdauer, im Vorhinein festgelegt hat, heute eher fremd ist, bleibt die Aussage doch für uns die Gleiche: *„Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern?“*

Ich lade Sie ein, Schwestern und Brüder, alleine oder miteinander nachzuspüren: Wo habe ich schon einmal erlebt, dass mich die vertrauensvolle Sorglosigkeit näher zu dem gebracht hat, was ich wollte, als verkrampfte Sorge? Wo wünsche ich mir, dass ich von den Vögeln und den Lilien lernen könnte? Wo habe ich eine quälende Sorge, die ich so gerne abgeben, in die Hände Gottes geben würde?

---

<sup>11</sup> Kirkegaard Sören, Die Lilie auf dem Felde und der Vogel unter dem Himmel, zitiert nach Stiewe/Vouga, Die Bergpredigt und ihre Rezeption, Tübingen 2001, S. 167.

## 2. Lernt von den Lilien auf dem Feld

Schwestern und Brüder, wenden wir uns zum Schluss der berühmten Stelle von den Blumen des Feldes zu. Sie zeigen uns so viel Wahres: was für die Zeitgenossen Jesu die Pracht König Salomos war, von der das Buch der Könige berichtet: *„Als nun die Königin von Saba die ganze Weisheit Salomos erkannte, als sie den Palast sah, den er gebaut hatte, die Speisen auf seiner Tafel, ... das Aufwarten der Diener und ihre Gewänder ... stockte ihr der Atem“* (1 Kön 10,4f), mag für uns Heutige die Prachtentfaltung bei der letzten royalen Hochzeit gewesen sein. Aber ist nicht jedes erste Schneeglöckchen, der Schmetterling am Rosenbaum, die Blumen und Früchte des Frühlings um so viel beeindruckender? Und wieder führt Jesus seine Zuhörer vom „Kleineren“ zum „Größeren“: Wenn Gott die Gräser prächtiger ausstattet, als König Salomo ausgestattet war, *„um wieviel mehr dann euch?“* Jesus spricht nicht die Reichen an, die sich kaum vorstellen können, wie es ist, ums Überleben zu kämpfen. Seine Wortwahl zeigt: Er spricht zu den Armen. Sie waren es, die Gräser sammeln mussten, um Brennmaterial zu haben. Jesus spricht direkt zu ihnen, er kennt ihre Not. Seine Zusage ist kein theoretisches Spekulieren über die Güte Gottes oder das Zeichnen eines Idealbildes im elitären Elfenbeinturm: Jesus sieht den Menschen ins Gesicht, die die Gräser sammeln müssen, um zu heizen; er spricht direkt zu ihnen, wenn er – wie die Einheitsübersetzung und Martin Luther übersetzen – sagt: *„um wieviel mehr dann euch, ihr Kleingläubigen!“*

Ich lade Sie ein, die Anrede „Kleingläubige“ (oligopistoi), ein Lieblingswort des Evangelisten Matthäus, zu hören auf die fürsorgliche, besorgte Art und Weise, mit der Jesus Menschen als „Kleingläubige“ anspricht: Es sind die Jünger, die vom Sturm auf dem See überrascht werden und den schlafenden Jesus wecken (Mt 8,25); es ist Petrus, der zu Jesus aufs Wasser geht und der in dem Moment, in dem ihm bewusst wird, was er tut, im Wasser einsinkt (Mt 14,31). Sofort (!) greift Jesus nach dem versinkenden Petrus und zieht ihn zu sich – „Du Kleingläubiger, eigentlich weißt du es doch besser, warum hast du solche Angst, zu vertrauen?“ Die, die Jesus als kleingläubig anredet sind die, die er nah an sich heranlässt, Menschen, Freunde, die ihn kennen. Es geht bei „Kleingläubigkeit“ nicht um Mangel an Glaubenswissen, um abprüfbare religiöse Fakten; sondern es sticht Jesus ins Herz, dass wir Menschen uns immer wieder so schwer tun, ihm unser ganzes Vertrauen zu schenken. Dass wir verbissen festhalten an dem, was wir selber tun und schaffen können – etsi deus non daretur, als wenn es Gott nicht gäbe. Geduldig nimmt uns Jesus Christus immer wieder neu an die Hand, zeigt uns Vögel und Blumen und spricht uns liebevoll zu: „Sieh her, so wie ich für diese da bin, um so viel mehr für dich, meine Schwester, mein Bruder!“ Wie eine Mutter das aufgeschlagene Knie ihres weinenden Kindes nicht schließen kann, heilt sie dennoch: durch ihre Aufmerksamkeit, durch ihre Liebe, durch ihr Dasein.

Die letzten Verse unseres Textes schließen ab, was Jesus uns in den Farben der Schöpfung vor Augen geführt hat: Gott weiß, was wir brauchen. Das ist manchmal verborgen; manchmal zweifeln wir; manchmal werden Vertrauen und Geduld auf eine harte Probe gestellt. Im Gleichnis vom Sämann gibt uns Jesus Antwort darauf: Der Sämann trägt seinen Teil dazu bei,

dass das Korn in die Erde gelangt, er pflügt und düngt und sät und hegt – aber machen, wachsen lassen, kann er die Halme nicht (vgl. Mk 4,26-29). Auch wenn er sie Halm für Halm langzöge – es würde zerstören, was nur Gott wachsen lassen kann. Zu vertrauen, dass Gott weiß, was wir brauchen, und dabei das rechte Maß sowohl an Verantwortung, Einsatz und Handlung als auch an Geduld aufzubringen, ist ein Balanceakt, das wissen wir hier wohl alle.

Es ist aber dieses Vertrauen, das zuerst kommen muss. Sören Kirkegaard, von dem wir eben schon gehört haben, hat noch eine weitere, weiterführende Geschichte zu unserem Text geschrieben – er gehörte nämlich zu seinen Lieblingstexten. Er erzählt die Geschichte des Theologiekandidaten Ludwig Fromm, der „am ersten“ (vgl. Mt 6,33) eine königliche Anstellung als Geistlicher sucht, darum „zuerst“ Examina macht, dann „zuerst“ das Amtsexamen und das Seminar absolviert, dann sich „zuerst“ verlobt und schließlich, nachdem er „zuerst“ noch im sein Gehalt hatte feilschen „müssen“, auf der Kanzel steht und seine Antrittspredigt hält über den Text „Trachtet ‚zuerst‘ nach dem Reiche Gottes.“ Der Bischof ist beeindruckt über die hier verkündete „heilsame, unverfälschte Lehre“, besonders über „die ganze Partie, wie er dieses ‚zuerst‘ herausbrachte! Aber meinen denn Euer Hochwürden, dass hier die wünschenswerte Übereinstimmung da sei zwischen Predigt und Leben?“<sup>12</sup> Hier (V. 33) finden die Antithesen ihre Auflösung: Die Sorge gilt nicht mehr zuerst mir selbst, sondern die Sorge um Gottes Reich, um seine Gerechtigkeit, und damit die Sorge um den Nächsten, rückt in den Vordergrund. Am Anfang steht Gottes Zusage, dass er bei uns ist. Das ist unsere Sicherheit, die einzige, die wir haben – die einzige, die wir brauchen. Das macht uns nicht nur frei *von* Angst – es macht uns vor allem frei *für*: frei für den unerschrockenen Einsatz für Gottes Gerechtigkeit. Frei für den verantwortlichen Umgang mit uns selbst, mit unseren Mitmenschen, mit der Schöpfung.

---

<sup>12</sup> Kirkegaard Sören, Der Augenblick, zitiert nach: Luz, S. 486f.